

HEYNE <

Das Buch

Das Internat, das die siebzehnjährige Lucinda Price seit kurzem besucht, kommt ihr wie eine Endstation für »Problemfälle« wie sie vor. Denn seit ihrer Kindheit sieht sie sich von Schatten bedroht, die sie von Zeit zu Zeit so dicht umzingeln, dass sie ihr jedes Urteilsvermögen nehmen und sie in Panik versetzen. An der neuen Schule werden die Momente ihrer düsteren Visionen sogar noch zahlreicher und intensiver. Doch etwas ist plötzlich anders: Der unglaublich attraktive Daniel ist immer dann zur Stelle, wenn die Schatten die Oberhand zu gewinnen drohen. Inmitten der größten Dunkelheit rettet er Luce wieder und wieder – nur um sich dann umso distanzierter, ja sogar feindselig ihr gegenüber zu verhalten. Luce ahnt mehr als sie weiß, dass sie irgend etwas mit Daniel verbindet. Dass sie ihn nicht das erste Mal kennenlernt. Dass er ihr Schicksal ist ...

Die Autorin

Lauren Kate wuchs in Dallas auf, arbeitete einige Zeit in einem New Yorker Verlag und zog dann nach Kalifornien, wo sie »Creative Writing« studierte, bevor sie zu schreiben begann. Ihre romantischen Fantasyromane *Engelsnacht* und der Folgeband *Engelsmorgen* wurden weltweit zu Bestsellern.

Erfahren Sie mehr über die Engels-Saga und die Bestsellerautorin Lauren Kate auf der offiziellen Website: www.cbt-engelsnacht.de

Lauren Kate

Engelsnacht

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Doreen Bär

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
FALLEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige Taschenbuchausgabe 01/2012
Redaktion: Susanne Evans
Copyright © 2009 by Tinderbox, LLC and Lauren Kate
Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe
by cbt Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House
Copyright © 2012 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-52879-6

www.heyne-magische-bestseller.de

*Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns,
wir müssen die Reise um die Welt machen und sehen, ob es vielleicht von
hinten irgendwo wieder offen ist.*

Heinrich von Kleist: Über das Marionettentheater

Am Anfang

Helston, England

September 1854

Um Mitternacht zeichnete er dann ganz zuletzt die Augen. Ihr Blick war der einer Raubkatze, halb zögernd, halb wild entschlossen – voller Glut. Ja, er hatte sie genau getroffen. Es waren ihre Augen. Sie standen leicht schräg in ihrem Gesicht, und über ihnen wölbten sich zarte, elegant geschwungene Augenbrauen. Lange dunkle Haare fielen ihr bis über die Schultern herab.

Er hielt die Zeichnung am ausgestreckten Arm von sich weg, um sie noch einmal auf sich wirken zu lassen. Um zu überprüfen, ob er Fortschritte gemacht hatte. Ein Porträt von ihr zu zeichnen, ohne sie vor sich zu haben, war nicht leicht. Andererseits hatte er in ihrer Gegenwart noch nie zeichnen können. Seit er aus London gekommen war – nein, das war nicht richtig, seit er sie das erste Mal gesehen hatte, war er stets darauf bedacht gewesen, sie auf Abstand zu halten.

Nun aber suchte sie mit jedem Tag mehr seine Nähe, und mit jedem Tag wurde es schwieriger für ihn. Deshalb würde er am Morgen auch abreisen – nach Indien, nach Amerika, er wusste es noch nicht, und es war ihm auch gleichgültig. Wohin auch immer das Schicksal ihn führte, überall würde es für ihn leichter zu ertragen sein als hier, in ihrer Gegenwart.

Er beugte sich noch einmal über die Zeichnung auf seinen Knien, seufzte tief und fuhr mit dem Daumen weich über

den Kohlestrich, sodass ihre Lippen nun voll und sinnlich wirkten. Dieses tote Blatt Papier – welch armseliger Ersatz – war das Einzige, was er von ihr mitnehmen würde.

Mit einem Mal richtete er sich in dem schweren Ledersessel auf. Er spürte es. Ein warmer Hauch, der über seinen Nacken strich.

Sie.

Allein ihre Nähe rief in ihm eine höchst eigenartige Empfindung hervor, eine Hitze durchströmte ihn, wie er sie von den Holzscheiten im Feuer kannte, kurz bevor sie in der Glut bersten und zu Asche zerfallen. Er wusste es, ohne sich umdrehen zu müssen: Sie war da. Er bedeckte hastig ihr Ebenbild auf dem Papier, aber ihr selbst konnte er nicht mehr entfliehen.

Seine Augen fielen auf das hell gepolsterte Kanapee an der gegenüberliegenden Wand des Salons, wo sie vor ein paar Stunden erst gesessen hatte, nachdem sie unerwartet und spät doch noch bei der Abendgesellschaft aufgetaucht war. In einem rosa Seidenkleid hatte sie der ältesten Tochter ihres Gastgebers applaudiert, die den Gästen ein Stück auf dem Cembalo vorgespielt hatte. Danach wanderte sein Blick weiter durchs Fenster zur Terrasse, wo sie sich ihm am Tag zuvor leise von hinten genähert hatte, um ihn zu überraschen, in der Hand einen Strauß weißer Pfingstrosen. Sie dachte immer noch, die Anziehungskraft, die sie immer wieder in seine Nähe trieb, sei ein reines, unschuldiges Gefühl und ihre häufigen Begegnungen in der Gartenlaube seien ... bloßer Zufall. Ach, wie naiv sie doch war! Aber nie würde er ihr alles erzählen, was er wusste – er musste die Bürde ihres gemeinsamen Geheimnisses allein tragen.

Er stand auf und drehte sich um, das Skizzenbuch mit den vielen Porträts ließ er zugeklappt auf dem schweren Leder-

sessel zurück. Und da stand sie wirklich, in ihrem weißen Morgenmantel neben dem dunkelroten Samtvorhang, ihr langes schwarzes Haar hatte sich aus dem Zopf gelöst. Der Ausdruck in ihrem Gesicht war so, wie er ihn immer wieder gezeichnet hatte. Da war das Feuer, das ihr in die Wangen stieg. War sie wütend? Fühlte sie sich ertappt? War sie verlegen? Er hätte es gerne gewusst, aber er durfte sie nicht fragen.

»Was tun Sie hier?« Er bemerkte den harschen Tonfall, mit dem er sie anfuhr, und bedauerte ihn sofort. Nie würde sie den Grund dafür erfahren.

»Ich – ich konnte nicht schlafen«, stammelte sie. »Ich habe in Ihrem Zimmer Licht gesehen und dann« – sie hielt inne, blickte scheu auf ihre Hände – »dann Ihren Schrankkoffer vor der Tür. Verlassen Sie uns etwa?« Sie machte einen Schritt auf das Kaminfeuer und den Sessel zu.

»Ich wollte es Ihnen gestern Abend bereits mitteilen –« Er unterbrach sich. Besser, er log sie nicht an. Er hatte ihr von seinen Plänen nie erzählen wollen. Das würde alles nur noch schlimmer machen. Er war sowieso schon viel zu weit gegangen, von der irrwitzigen Hoffnung getrieben, dieses eine Mal würde alles anders sein.

Sie kam näher und ihre Augen fielen auf das Skizzenbuch.
»Haben Sie mich etwa gezeichnet?«

Ihr halb überraschter, halb verlegener Tonfall verdeutlichte ihm erneut, wie groß die Kluft zwischen ihnen war. Selbst nach den vielen Stunden, die sie in den vergangenen Wochen miteinander verbracht hatten, ahnte sie noch nicht einmal dunkel, was das Geheimnis ihrer gegenseitigen Anziehung war.

Gut so. Oder zumindest: besser so. In den vergangenen Tagen, seit er beschlossen hatte, den Landsitz zu verlassen, hatte er gegen diese mächtige Kraft angekämpft. Er musste

sich von ihr lösen. Diese Anstrengung erschöpfte ihn tagsüber so sehr, dass er dem lange gehegten Wunsch, sie zu zeichnen, an den Abenden schließlich nachgegeben hatte. Die Seiten seines Skizzenbuchs waren mit Zeichnungen von ihr gefüllt – von ihrem langen gebogenen Hals, ihrem marmorweißen Schlüsselbein, der schwarzen Flut ihrer Haare.

Jetzt fühlte er sich nicht nur wie bei etwas Verbotenem ertappt, weil er sie gezeichnet hatte, nein, es war viel schlimmer. Ein Schauder durchfuhr ihn, als er begriff, dass ihre Entdeckung sie vernichten würde. Sie durfte nicht erfahren, welche Gefühle er für sie hegte. Er hätte vorsichtiger sein müssen. Es fing immer so an.

»Warme Milch mit einem Teelöffel Melasse«, murmelte er. »Das hilft beim Einschlafen.« Seine Stimme klang traurig.

»Woher wissen Sie das? Genau das hat meine Mutter mir immer –«

»Ich weiß«, sagte er ruhig. Ihre Verblüffung überraschte ihn nicht, aber er durfte ihr nicht erklären, woher er das wusste, oder ihr erzählen, wie oft er ihr in der Vergangenheit diesen Trank verabreicht hatte, wenn die Schatten kamen. Wie oft er sie so lange in den Armen gehalten hatte, bis sie eingeschlafen war.

Er spürte ihre Berührung, als würde sie ihm durch sein Hemd hindurch die Haut verbrennen. Ihre Hand lag sanft auf seiner Schulter, und sein Atem ging schwer. Sie hatten sich in diesem Leben noch nicht berührt, und wenn es das erste Mal geschah, musste er immer nach Luft ringen.

»Bitte antworten Sie mir«, flüsterte sie. »Haben Sie wirklich vor, uns zu verlassen?«

»Ja.«

»Dann nehmen Sie mich mit«, stieß sie mit einem Mal hervor. Er hörte, wie sie scharf die Luft einsog, nichts wünsch-

te sie sich jetzt mehr, als die Bitte zurückzunehmen. An der Falte zwischen ihren Augen konnte er die Abfolge ihrer Gefühle ablesen: erst überrascht, dann verwirrt, dann verlegen wegen der Unbedachtheit ihrer Äußerung. Das war bei ihr immer so, und bereits viel zu viele Male hatte er den Fehler begangen, sie in diesem Augenblick zu trösten.

»Nein«, flüsterte er, während er sich erinnerte ... sich viel zu gut erinnerte ... »Ich werde morgen das Segelschiff besteigen, und wenn Sie wirklich Gefühle für mich hegen, dann sagen Sie jetzt bitte kein Wort mehr.«

»Wenn ich Gefühle für Sie hege«, sagte sie wie zu sich selbst. »Ich ... ich liebe ...«

»Sagen Sie es nicht.«

»Ich muss es sagen. Ich ... ich liebe Sie, da bin ich mir gewiss, und wenn Sie jetzt abreisen –«

»Wenn ich jetzt abreise, rette ich Ihnen das Leben.« Er sprach langsam, versuchte jene Schicht von ihr zu erreichen, die sich vielleicht erinnerte. Irgendwo in ihr, tief in ihr vergraben, musste es doch so sein. »Es gibt Wichtigeres als die Liebe. Sie werden das jetzt vielleicht noch nicht verstehen, aber Sie müssen mir vertrauen.«

Ihre Augen bohrten sich in ihn. Sie trat ein paar Schritte zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. Auch diesen Fehler machte er immer wieder – er redete mit ihr stets viel zu sehr von oben herab, wogegen sie sich dann wehrte. Sie war eine Kämpferin.

»Wollen Sie mir wirklich sagen, dass es Wichtigeres gibt, als das hier zu spüren?« Sie nahm seine Hände und legte sie auf ihr Herz.

Ach, da stand sie vor ihm und hatte keine Ahnung, was nun folgen würde. Wenn er doch nur einmal über sich hinauswachsen würde und in der Lage wäre, sie aufzuhalten! Wenn

er sie jetzt nicht aufhielt, dann würde sie nie begreifen – und die Vergangenheit würde sich in einem fort wiederholen, wieder und wieder würden sie dieselbe Qual durchleben müssen.

Er spürte unter seinen Händen die vertraute Wärme ihrer Haut, warf den Kopf in den Nacken und stöhnte. Wenn es ihm doch nur gelänge, ihre körperliche Nähe auszublenden, sich nicht daran zu erinnern, wie sich ihre Lippen auf seinen Lippen anfühlten – und dass danach unweigerlich ein bitteres Ende folgen würde. Ihre Finger berührten sanft seine Finger. Unter ihrem weißen Morgenmantel hob und senkte sich ihre Brust, ihr Herz musste bis zum Zerspringen klopfen.

Sie hatte recht. Es gab nichts Wichtigeres. Nie hatte es etwas Wichtigeres gegeben. Er wollte gerade nachgeben und sie in die Arme nehmen, als er den merkwürdigen Blick in ihren Augen bemerkte. Als ob sie ein Gespenst gesehen hätte.

Und dann wich sie vor ihm zurück und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

»Mir ist so seltsam«, flüsterte sie.

Nein, nein – war es tatsächlich schon zu spät?

Ihre halbgeschlossenen Augen nahmen die Form an, die er ihnen auf seiner Zeichnung gegeben hatte. Sie näherte sich ihm wieder, beide Hände auf die Brust gelegt, die Lippen erwartungsvoll geöffnet. »Vielleicht halten Sie mich jetzt für verrückt, aber ich könnte schwören, das alles schon einmal erlebt zu haben.«

Es war zu spät. Er blickte auf. Ihn schauderte, denn er spürte, wie die Finsternis sich über sie beide herabsenkte. Hastig legte er ein letztes und einziges Mal die Arme um sie, umarmte sie so fest, wie er das seit Wochen ersehnt hatte.

Sobald ihre Lippen sich auf seine legten, waren sie beide machtlos. Der honigsüße Geschmack ihres Mundes verwirrte und betäubte ihn. Je stärker sie ihren Körper gegen seinen presste, desto heftiger wogte die Erregung und breitete sich gleichzeitig eine Lähmung in ihm aus. Ihre Zunge berührte seine Zunge, und das Feuer zwischen ihnen brannte mit jeder neuen Geste, jeder neuen Berührung heller, heißer und mächtiger. Doch das alles war ihm schon vertraut und bekannt.

Der Raum erbebte. Um sie herum erglühte ein heller Schein.

Sie bemerkte nichts davon, nahm nichts wahr, wusste nichts, spürte nichts als den Kuss.

Die Schatten wirbelten jetzt direkt über ihren Köpfen. So nahe, dass er mit der Hand danach hätte greifen können. So nahe, dass er sich fragte, ob sie wohl verstand, was sie flüsterten. Die Finsternis legte sich langsam über ihr Gesicht. Er bemerkte ihr Erstaunen, sah in ihren Augen plötzlich die Erkenntnis aufblitzen.

Dann war nichts mehr. Nichts.

Eins

Vollkommen Fremde



Zehn Minuten zu spät. Luce stürzte in die neon-weiß beleuchtete Eingangshalle der Sword & Cross Schule. Ein Schrank von einem Menschen, mit kurzen Haaren, rotem Gesicht und einem Klemmbrett, das unter den mächtigen Bizeps geschoben war, erteilte Befehle – was bedeutete, dass ihre Abwesenheit schon aufgefallen war.

»Und denkt immer daran! Hier an unserer Schule gilt: Pillen, Zellen, Rotlicht!«, bellte eine raue Stimme drei Schüler an, die mit dem Rücken zu Luce standen. »Haltet euch an die Regeln und niemandem passiert was.«

Luce schlüpfte schnell hinter die kleine Gruppe. In ihrem Kopf herrschte ein einziges Durcheinander. Sie war sich nicht sicher, ob sie die Stapel Anmeldeformulare auch wirklich richtig ausgefüllt hatte; ob die kahl rasierte Person vor ihr eigentlich ein Mann oder eine Frau war; ob irgendwer ihr mit der schweren, großen Reisetasche helfen würde; ob ihre Eltern, die sie hierhergebracht hatten, ihr heiß geliebtes Auto, ihren Plymouth Fury, nicht sofort verkaufen würden, sobald sie wieder zu Hause waren. Sie hatten bereits den ganzen Sommer lang damit gedroht und jetzt verfügten sie über einen weiteren Grund, gegen den Luce nicht mehr ankam: An Luces neuer Schule war es nämlich nicht erlaubt, ein Auto zu haben. Ohne Ausnahme. Vielleicht sollte man

ergänzen, dass es sich bei ihrer neuen Schule um eine sogenannte Besserungsanstalt handelte.

Luce hatte sich an die Bezeichnung immer noch nicht gewöhnt.

»Könnten Sie, ähm, könnten Sie das bitte noch einmal wiederholen?«, fragte sie. »Wie war das mit dem Medcenter –?«

»Na, was hat der Wind denn da zu uns hereingeblasen?«, sagte die Person mit dem kahl rasierten Schädel. Um dann langsam und deutlich fortzufahren: »Medcenter. Wenn du eine der Schülerinnen bist, die regelmäßig Medikamente nehmen, dann kriegst du dort, was du brauchst, um dich aufzumuntern, ruhiger zu werden, deine Atembeschwerden zu lindern, was auch immer.« Eine Frau, entschied Luce. Kein Mann würde es fertigbringen, das alles gleichzeitig so böse und so zuckersüß zu sagen.

»Ich hab's kapiert.« Luce drehte sich fast der Magen um. »Medcenter.«

Sie nahm jetzt schon seit Jahren keine Medikamente mehr. Nach dem Vorfall im vergangenen Sommer hatte Dr. Sanford, ihr Spezialist in Hopkinton – und der Grund, weshalb ihre Eltern sie bis nach New Hampshire in ein Internat geschickt hatten –, sie wieder auf Tabletten setzen wollen. Sie hatte ihn schließlich davon überzeugen können, dass ihr Zustand stabil war, doch es hatte sie einen ganzen Monat Therapiestunden gekostet, nur um die schrecklichen Antipsychotika nicht nehmen zu müssen.

Deshalb begann sie nun ihr letztes Jahr an der Highschool einen ganzen Monat, nachdem das Schuljahr angefangen hatte. Ihr Schuljahr in der Besserungsanstalt. Als ob es nicht schon schlimm genug wäre, neu an eine Schule zu kommen. Es hatte Luce richtig nervös gemacht, dass sie nun in Kurse kommen würde, wo alle anderen sich bereits kann-

ten. Aber wie es so aussah, war sie nicht die einzige Neue, die an diesem Morgen angekommen war.

Sie warf einen verstohlenen Blick zu den drei anderen Jugendlichen. In ihrer alten Schule, der Dover Prep, hatte sie bei ihrer Erkundungstour am ersten Tag gleich ihre beste Freundin Callie kennengelernt. Alle anderen Schüler waren seit ihrer Kindheit miteinander aufgewachsen, was schon ausgereicht hätte, um Luce und Callie zusammenzuschweißen. Aber sie entdeckten auch schnell, dass sie dieselbe Leidenschaft für dieselben alten Filme teilten – vor allem solche mit Albert Finney wie »Zwei auf gleichem Weg«. Nachdem sie dann auch noch entdeckt hatten, dass keine von ihnen beiden Popcorn zubereiten konnte, ohne Feueralarm auszulösen, waren sie unzertrennlich gewesen. So lange bis ... so lange, bis sie sich trennen mussten.

Neben Luce standen zwei Jungen und ein Mädchen. Mit dem Mädchen war es ziemlich einfach, sie war blond und auf die Weise hübsch, wie Mädchen in Werbespots für Handcreme hübsch sind, mit pastellrosa Nagellack, der zu ihrem Haarband passte.

»Ich bin Gabbe«, flüsterte sie und schenkte Luce ein strahlendes Lächeln, das ebenso schnell wieder verschwand, wie es aufgetaucht war. Luce hatte noch nicht einmal Zeit, ihren eigenen Namen zu sagen. Das mangelnde Interesse des Mädchens erinnerte sie an viele Mädchen in Dover, nur in der Südstaatenvariante. In der Sword & Cross hätte sie das allerdings nicht erwartet. Luce konnte genauso wenig entscheiden, ob sie das eher beruhigend oder beunruhigend finden sollte, wie sie sich vorstellen konnte, was ein solches Mädchen in einer Besserungsanstalt zu suchen hatte.

Rechts neben Luce war ein Junge mit kurzen braunen Haaren, braunen Augen und ein paar Sommersprossen auf

der Nase. Er vermeidet es, ihrem Blick zu begegnen, und zupfte nervös an dem Nagelhäutchen seines Daumens herum, was Luce vermuten ließ, dass er genauso wie sie immer noch ganz geschockt war, hier zu sein, und sich am liebsten verkrochen hätte.

Der Junge links neben ihr passte dagegen nur zu gut zu dem Bild, das sie sich von diesem Ort gemacht hatte. Fast zu perfekt. Er war groß und mager, hatte eine DJ-Tasche über der Schulter hängen, unordentliche schwarze Haare und große, tief liegende grüne Augen. Für seine geschwungenen rosenroten Lippen hätten die meisten Mädchen wahrscheinlich einen Mord begangen. An seinem Nacken war über dem Halsausschnitt seines schwarzen T-Shirts ein schwarzes Tattoo zu erkennen, eine aufgehende Sonne, deren Strahlen auf seiner blassen Haut leuchteten.

Anders als die beiden anderen erwiderte der Junge ihren Blick, als er sich zu ihr umdrehte, und schaute nicht gleich wieder weg. Seine Lippen zeigten nicht das kleinste Lächeln, aber seine Augen waren warm und lebendig. Er sah sie ruhig an und stand dabei reglos wie eine Statue da, weshalb Luce sich plötzlich mit dem Boden wie verwurzelt fühlte. Sie hielt einen Moment den Atem an. Der Blick aus diesen Augen war intensiv und verlockend und, ja, auch entwaffnend.

Mit einem lauten Räuspern unterbrach die Frau ihren tranceähnlichen Zustand. Luce errötete und fuhr sich nervös über den Kopf, als müsse sie sich dringend kratzen.

»Diejenigen von euch, die die erste Lektion begriffen haben, können jetzt gehen, nachdem sie ihre Waffen hier abgeliefert haben.« Die Frau deutete auf eine große Pappschachtel, über der ein Schild mit der Aufschrift VERBOTENE GEGENSTÄNDE hing. »Und wenn ich sage, sie können jetzt gehen, Todd –«, sie umklammerte die Schulter des

sommersprossigen Jungen mit einem so harten Griff, dass er zusammenzuckte, »— dann meine ich damit, ihr könnt jetzt gehen, um hier in der Schule eure persönlichen Betreuer zu treffen. Keinesfalls dürft ihr das Gelände verlassen. Du —«, sie zeigte auf Luce, »— gibst deine Waffen ab und bleibst danach bei mir.«

Alle vier trotteten zur Pappschachtel und Luce beobachtete verdutzt, was die anderen drei Jugendlichen alles aus ihren Taschen leerten. Das Mädchen zog ein dickes Schweizer Armeemesser hervor. Der Junge mit den grünen Augen trennte sich widerwillig von einer Farbspraydose und einem Cuttermesser. Sogar der unglückliche Todd ließ mehrere Streichholzschachteln und einen kleinen Behälter mit Feuerzeugbenzin in den Karton fallen. Luce schämte sich fast schon, dass sie selbst keine Waffe bei sich trug – aber als sie dann sah, dass die anderen auch noch ihre Handys hervorholten und in die Schachtel legten, musste sie schwer schlucken.

Sie beugte sich vor, um auf dem Schild mit der Aufschrift VERBOTENE GEGENSTÄNDE auch das Kleingedruckte zu lesen, und stellte fest, dass Handys, Pager sowie Funkgeräte aller Art streng verboten waren. Als wäre es nicht schon schlimm genug, dass sie kein Auto haben durfte! Luce umklammerte mit schwitzender Hand das Handy in ihrer Hosentasche, ihre einzige Verbindung zur Außenwelt. Als die Frau ihren Gesichtsausdruck bemerkte, gab sie ihr schnell ein paar Klapsen auf die Wangen. »Werd mir nicht ohnmächtig, Mädchen. Sie zahlen mir hier nicht genug, als dass Wiederbelebungsversuche auch drin wären. Außerdem darfst du dich einmal in der Woche auf dem Apparat in der Eingangshalle anrufen lassen.«

Ein ... ein Mal in der Woche? Aber –

Sie blickte ein letztes Mal auf ihr Handy und bemerkte, dass sie zwei neue Nachrichten erhalten hatte. Unmöglich konnten das ihre letzten beiden SMS sein! Die erste kam von Callie.

Ruf mich sofort an! Werde die ganze Nacht für dich aufbleiben, also bereite dich schon mal auf einen langen Tratsch vor. Und denk immer an das Mantra, das ich für dich ausgesucht habe. Du wirst überleben! Ach ja, hier haben übrigens fast alle schon ganz vergessen, was du ...

Typisch Callie! Sie hatte wieder mal so viel geschrieben, dass Luces bescheuertes Handy die Nachricht nach vier Zeilen einfach abgeschnitten hatte. Aber Luce fühlte sich auch erleichtert. Sie wollte gar nicht lesen, was fast alle an ihrer Schule inzwischen vergessen hatten ... was ihr zugestoßen war ... was sie getan hatte, um an diesen schlimmen Ort verbannt zu werden.

Sie seufzte und öffnete die zweite Nachricht. Sie war von ihrer Mutter, die erst vor ein paar Wochen ihre Leidenschaft fürs SMS-Schreiben entdeckt und bestimmt nicht geahnt hatte, dass hier nur ein Mal in der Woche ein Anruf erlaubt war. Denn sonst hätte sie ihre Tochter doch niemals hier zurückgelassen. Oder?

Meine liebe Kleine, wir denken an dich. Sei brav und iss immer genug Proteine. Wir telefonieren, sobald wir können.
Viele liebe Grüße, M&P

Mit einem Seufzer gestand Luce sich ein, dass ihre Eltern es gewusst haben mussten. Wie sonst waren ihre traurigen, müden Gesichter zu erklären, als sie ihnen zum Abschied

am Schultor zuwinkte, in der anderen Hand die Reisetasche. Beim Frühstück hatte sie noch versucht, Witze darüber zu machen, dass sie nun bestimmt ihren unerträglichen New-England-Akzent verlieren würde, den sie sich in Dover angewöhnt hatte. Aber sie hatte damit ihren Eltern nicht mal ein Lächeln entlocken können. Sie hatte geglaubt, sie seien ihr immer noch böse. Ihre Eltern gehörten nicht zu den Leuten, die andere anbrüllten, was bedeutete, dass sie, immer wenn Luce etwas wirklich Schlimmes tat, die alte Schweigenummer abzogen. Doch jetzt verstand sie das seltsame Verhalten ihrer Eltern am Frühstückstisch: Sie betrauerten bereits, dass sie von nun an fast allen Kontakt zu ihrer einzigen Tochter verlieren würden.

»Wir warten noch auf eine Person«, sagte die Frau. »Wer das wohl sein mag?« Luce wurde aus ihren Gedanken herausgerissen und blickte erschrocken zur Pappschachtel, die inzwischen vor verbotenen »Waffen« überquoll, von denen sie nicht einmal die Namen kannte. Sie spürte, wie der schwarzhaarige Junge mit den grünen Augen sie anstarrte. Als sie hoch sah, bemerkte sie, dass alle sie anstarrten. Sie war jetzt dran. Sie schloss die Augen, öffnete dann langsam einen Finger nach dem anderen und ließ ihr Handy los. Das Geräusch, mit dem es auf dem Haufen aufschlug, klang traurig. So hörte sich die Einsamkeit an.

Todd und die geklonte Blondine Gabbe stürzten zur Tür, ohne noch einmal zu Luce zu blicken, aber der dritte Junge wandte sich an die Frau.

»Ich kann ihr alles zeigen«, sagte er.

»Das gehört nicht zu unserer Abmachung«, antwortete die Frau sofort, als hätte sie diesen Wortwechsel schon erwartet. »Du bist jetzt wieder neu hier – mit all den Einschränkungen, die für neue Schüler gelten. Zurück zum

Start. Das passt dir nicht? – Das hättest du dir vorher überlegen sollen. Bevor du das zweite Mal deinen Hafturlaub eigenmächtig verlängert hast.«

Der Junge stand stocksteif da und sein Gesicht zeigte keine Regung, während Luce, die bei dem Wort »Hafturlaub« zusammengezuckt war, von der Frau zur Tür auf der anderen Seite der neonbeleuchteten Eingangshalle geschoben wurde.

»Weitergehen«, sagte sie, als sei nichts. »Da schlaft ihr.« Sie zeigte durch das Fenster auf ein graues Gebäude. Gabbe und Todd gingen gerade darauf zu. Der dritte Junge trottete langsam hinterher, als wollte er unter allen Umständen vermeiden, die beiden einzuholen.

Das Wohnheim war groß und eckig, ein massiver Betonklotz mit schweren Doppeltüren. Keine Spuren von Leben. Eine große Steintafel stand davor auf dem toten Rasen, und Luce erinnerte sich jetzt, auf der Website der Schule gesehen zu haben, dass dort die Worte WOHNHEIM PAULINE eingemeißelt waren. In der dunstigen Vormittagssonne sah es noch hässlicher aus als auf dem Schwarz-Weiß-Foto im Internet.

Selbst aus der Entfernung konnte Luce erkennen, dass die Fassade hässlich gealtert war. Sämtliche Fenster waren mit dicken Eisenstäben vergittert. Sie kniff die Augen zusammen. Konnte es sein, dass da auf dem Zaun rings um das Gebäude tatsächlich Stacheldraht angebracht war?

Die Frau blätterte in ihren Unterlagen, fuhr mit dem Finger eine Liste entlang, bis sie Luces Namen fand. »Zimmer dreiundsechzig. Stell dein Gepäck erst mal in meinem Büro ab, wie die anderen auch. Auspacken kannst du dann heute Nachmittag.«

Luce schleppte ihre schwere Reisetasche in das Büro, wo

sie sie neben drei schwarzen Koffern auf den Boden plumpsen ließ. Danach griff sie reflexhaft in die Hosentasche, um ihr Handy hervorzuholen, auf dem sie normalerweise alles eintippte, was sie keinesfalls vergessen durfte. Aber ihre Hosentasche war leer. Sie seufzte und versuchte, sich die Zimmernummer einzuprägen.

Warum sie nicht einfach bei ihren Eltern wohnen konnte, wollte ihr immer noch nicht einleuchten. Ihr Haus in Thunderbolt war nicht einmal eine halbe Stunde von der Sword & Cross entfernt. Wie schön es gewesen war, wieder zu Hause in Savannah zu sein, wo sogar der Windträger wehte, wie ihre Mutter immer zu sagen pflegte. Der sanftere, ruhigere Gang des Lebens in Georgia gefiel Luce. Sie fühlte sich hier viel wohler als in New England.

Nur dass sich die Sword & Cross so überhaupt nicht wie Savannah anfühlte. Ehrlich gesagt, fühlte sich die Sword & Cross wie nirgendwo sonst auf der Welt an, so leblos und farblos, wie ein Ort außerhalb der normalen Welt. Aber hier sollte sie nun in die Schule gehen, dazu hatte das Gericht sie verurteilt.

Sie hatte zufällig mitgehört, wie ihr Vater damals mit dem Schulleiter telefoniert hatte. Leicht verwirrt, immer etwas der zerstreute Biologie-Professor, hatte er genickt und gesagt: »Ja, ja, wahrscheinlich haben Sie recht, es wird nur zu Ihrem Besten sein, wenn sie die ganze Zeit überwacht wird. Nein, nein, wir wollen uns nicht in Ihre Erziehungsmethoden einmischen.«

Eins war klar: Ihr Vater hatte bestimmt nicht geahnt, wie weit die Überwachung seiner einzigen Tochter gehen würde. Dieser Ort war keine Schule, sondern ein Hochsicherheitsgefängnis.

»Und was meinten Sie mit – wie haben Sie gesagt? Ach

ja, mit dem Rotlicht?«, fragte Luce die Frau, um die Einführungsrede möglichst schnell hinter sich zu bringen.

»Rotlicht«, sagte die Frau und deutete auf ein kleines elektrisches Gerät mit Kabel, das an der Decke angebracht war: eine Linse mit einem blinkenden roten Licht. Luce war das vorher nicht aufgefallen, aber nachdem die Frau sie darauf hingewiesen hatte, bemerkte sie die Geräte überall.

»Kameras?«

»Sehr gut«, sagte die Frau gönnerhaft. »Wir haben sie so deutlich sichtbar angebracht, damit ihr stets daran erinnert werdet, dass ihr hier unter Überwachung steht. Wir beobachten euch immer und überall. Deshalb solltet ihr besser versuchen, alles richtig zu machen, und nicht ausrasten – so weit ihr dazu in der Lage seid, natürlich.«

Jedes Mal, wenn jemand mit Luce sprach, als wäre sie ein totaler Psychopath, fing sie selbst fast an zu glauben, dass sie tatsächlich einer war.

Den ganzen Sommer über hatten sie die Erinnerungen gequält und verfolgt, in ihren Träumen und in den seltenen Augenblicken, in denen ihre Eltern sie allein ließen. Irgend etwas war damals in der Umkleidekabine geschehen, und alle (Luce eingeschlossen) hätten nur allzu gerne gewusst, was.

Die Polizei, die Richter, die Sozialarbeiter – sie alle hatten versucht, ihr die Wahrheit und ein Geständnis zu entlocken, aber sie selbst war genauso ratlos wie alle anderen. Sie hatte keine Ahnung, was damals wirklich geschehen war. Trevor und sie hatten den ganzen Abend miteinander herumgeflirtet und schließlich waren sie hinunter zu den Umkleidekabinen am See gerannt, weg vom Rest der Party. Sie hatte allen versucht zu erklären, dass dies einer der schönsten Abende ihres Lebens gewesen war – bis er diese schreckliche Wendung nahm.